

75

**Menschenlos  
in  
schwerer Zeit  
Aus dem Leben der Mennoniten  
Süd-Rußlands.**

Von

G. N. Peters.

Menſchenlos in  
ſchwerer Zeit.

**Menschenlos  
in  
schwerer Zeit  
Aus dem Leben der Mennoniten  
Süd-Russlands.**

Von

G. A. Peters.

Zu beziehen durch:

Mennonite Publishing House,  
Scottsdale, Pa.

und

Kundschau Publishing House,  
672 Arlington St.  
Winnipeg, Man.

(Preis 65 c.)

1923

Alle Rechte vorbehalten.

## I.

In R—. Am 15. Dezember 1918.

Schwer lag der Sorgen Menge auf den Dörfern im Molotchnatal. Und ein weiteres Heer von Sorgen lagerte sich vor den Toren der Kolonie, gebieterisch, drohend Einlaß begehend. Behaglichkeit und Frohsinn waren längst durch die vielen Sorgen verscheucht worden. Krieg, Revolution, Aufruhr, Bürgerkrieg und deren viele Begleitererscheinungen hatten alles aus den Angeln gehoben und über den Haufen geworfen. Es galt nur noch die rohe, die brutale Gewalt. Wer sich nicht selbst schützen konnte, der war dem Schlimmsten ausgesetzt. Da griff auch der ruhige Bürger oft zur Wehr, um sich und sein Recht gegen den Aufruhr zu verteidigen.

„Nichts Heiliges ist mehr!

Es schwinden alle Bänden frommer Scheu.

Das Gute räumt den Platz dem Bösen.

Und alle Laster walten frei.“ —

Auch die wehrlosen Mennoniten in der Molotchna griffen zu den Waffen, um sich selbst zu schützen.

Ein feiner Sprühregen fiel auf den schwach mit Schnee bedeckten Erdboden, rollte eiligst die blendend weiße Decke auf und zeigte den viel

geplagten Menschen die grau-schwarze Erde wieder, mit all dem aufgehäuften Schlamm und Schmutz. Der dicke Nebelregen ließ nicht weit in die Ferne schauen. Wie ein dichter Schleier verhüllte er selbst das Nächstliegende.

Magende Furcht in den Herzen der Menschen. Und Furcht schafft Pein: „Um des Geschreies willen, das da kommt, das aus dem dichten Nebel herausschallt, vor welchem alle Herzen verzagen, alle Hände sinken, aller Mut fällt, und alle Kniee so ungewiß werden, wie Wasser. Siehe, es kommt und wird geschehen!“

Der Tag rückt vor. Nichts hält die flüchtige Zeit auf. Gott sei Dank! auch eine böse Zeit eilt dahin. Wenn es den geplagten Menschen auch oft dünkt, böse Zeiten gehen nur, während gute es immer eilig haben.

Es war Mittag. Nun hob die schwache Winter-sonne den Nebelschleier etwas. Sie lichtete ihn eigentlich nur kaum. Doch konnte man nun das Nachbardorf sehen. Die hohen Scheimgiebel ragten über die fahlen Gärten, die das Dorf umgaben, hoch empor. Rauch stieg aus den Schloten der Wohnhäuser, schlug aber sofort zur Erde nieder, mehr Regen und Nebel ankündend. Oder durfte der Rauch nicht emporsteigen, wie weiland von Kains Altar? War es ein Zeichen, daß der Herr nicht mehr Wohlgefallen an den Menschen dort haben konnte?

Nachbar Peter Massen saß in seiner ärm-

lich ausgestatteten Wohnung und schaute durchs Fenster. Grau wie der Himmel dort oben, grau wie die Natur ringsherum, so war es grau in Peter Klassens Innern. Und grau lag vor ihm die Welt.

Peter Klassen war ein Flüchtling. Die böse Zeit hatte ihn mit den Seinen von Haus und Hof vertrieben. In Schönhof, ungefähr 120 Werst von seinem jetzigen Wohnort N. entfernt, hatte er ein Güttchen besessen. Nicht reich war er gewesen. Aber wohlhabend. Eine Reihe schöner Jahre lag hinter ihm. Er sah sich inmitten der Seinen, seines Hauses Glück wählend. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, — und das Unglück schreitet schnell.

Der Sabjeligkeiten waren Peter Klassen nicht viele geblieben. Nun starrte ihm aus allen Ecken die nackte Armut entgegen. Die Armut!

Auch hier wie draußen: Graue Wolken und dichter Nebel.

Peter Klassens Gedanken eilten zurück. In die Vergangenheit. Wider seinen Willen. Er bemühte sich, seine Gedanken nicht zu weit in die Vergangenheit zurückgehen zu lassen, noch sollten sie zu weit voraus eilen. Vergangenheit und Zukunft wurden ihm sonst zu unbarmherzigen Peinigern. Die Lasten, die die Gegenwart ihm auflegte, waren ohnehin schon schwer genug.

Doch! — Wie war es so unerwartet ge-

kommen, das Unglück! Wo man nach der anfangs so günstigen Revolution in den ersten Monaten des Jahres 1917 so viel von den verheißenen Freiheiten erwartet hatte. Und nun? Alles dahin, woran gehängt sich, wonach gedrängt sich der strebende Sinn.

Damals hatte er sein und der Seinen Leben noch retten können. Viel schlimmer war es seinem Bruder mit Familie, die in der Nachbarschaft gewohnt hatte, ergangen. Seines Bruders zwei Söhne waren während eines nächtlichen Ueberfalles mit Waffen in den Händen für die Ehre ihrer Mutter und Schwestern eingetreten. Dabei hatten sie beide ihr Leben verloren. Am andern Tage legte man mit ihnen auch ihren Vater, Mutter und Schwestern ins Grab.

Ein Familiengrab von vielen andern.

Ein dritter Sohn, ein Bursche von 17 Jahren, war nicht zu Hause, als seine Eltern und Geschwister ermordet wurden. Er befand sich damals in N., wo er eine höhere Schule besuchte. Nach dem Tode der Eltern nahm sich Peter Klassen des Verwaisten an. Hans Klassen, so hieß der Jüngling, war wohlherzogen.

Nun stand Hans als Selbstschützer an der Front, trotz des direkten Verbots seines Oheims. Er hielt es für seine heilige Pflicht, andere vor dem, was über seine Eltern und Geschwister gekommen war, zu schützen. Peter Klassen war



überzeugter Mennonit. Er hielt strenge an allen achtzehn Artikeln des Mennonitischen Glaubensbekenntnisses fest. Daran durfte nicht gerüttelt werden. Mit einem Artikel fiel für ihn das ganze Bekenntnis.

„So jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an Einem, der ist's ganz schuldig. — Wer eines von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich. Wer aber das Gesetz tut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich“. So wandte er das Wort der heiligen Schrift für seine Stellungnahme an. Dort, in jener schrecklichen Nacht in Schönhof, als des Bruders Söhne die Waffen ergriffen, um sich und die Ihren vor wilden Schandbuben und ruchlosen Mörderhänden zu schützen, das konnte er verstehen und verzeihen. Aber als organisierter Selbstschutz ins Feld zu ziehen, das durften Mennoniten nie und nimmer. Unter keinen Umständen. Lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun, war da sein Wahlspruch. Und diesen Standpunkt vertrat er immer wenn irgendwo in seiner Gegenwart die Selbstschutzfrage behandelt wurde.

Die Nebel dort draußen wollten immer noch nicht schwinden. Es schien, als ob sie wieder näher rückten, sich tiefer senkten. Peter Klassen war es als ob schließlich die Wände seines Hauses dem Druck des Nebels würden weichen müssen

Er fühlt die Kälte der grauen Masse sich um sein Herz lagern. Ihm fröstelte.

Da schleicht sich sein jüngstes Töchterlein, das siebenjährige Diesel, an ihn heran:

„Friert dich, Papa?“ fragt es so kindlich teilnehmend.

Das bringt den Vater zurück aus der wirren Welt der schweren Gedanken, hinein in das sichere Reich des beseligenden Gottesglaubens. Diesen Gottesglauben wollte er sich nicht rauben lassen. Den konnte ihm auch niemand und nichts rauben. Dann wäre er in all dem grauen Nebel verloren. Er küßte den kleinen Gottesboten. „Vergiß, o Gott, und hilf mir in meinem Kleinglauben!“ seufzt er leise.

„Papa,“ fährt die Kleine nun fort, „Mama läßt bitten zu Mittag“. Der Vater steht auf, faßt die Kleine bei der Hand und geht mit ihr ins Nebenzimmer, wo der Mittagstisch gedeckt ist. Einfach aber kräftig. „Du, Mutter“, wendet er sich nun an seine Frau, „hat sich der Nebel nicht doch etwas gehoben? Ich denke, wir sehen heute noch etwas die Sonne“.

Bum! Bum!! Bum!!! —

So rollt es gewaltig vom A—Platze über N. und umliegende Dörfer, die unruhigen Bürger noch unruhiger machend.

Marm! Generalalarm! Gefahr im Anzuge!

Durch Werfen von Handbomben wurden die Selbstschützer alarmiert. Drei Explosionen be-

deuteten höchste Gefahr, allgemeines Ausrücken.

Nach dem ersten Donner hält alles den Atem an, als ob man auf einen zweiten und dritten wartete. Sie folgten kurz aufeinander und „Buummm“ — zittert es noch lange durch die geschwängerte Luft und summt es noch lange in den Ohren der Leute nach.

Man eilt auf die Straße. Auf aller Gesichter steht die bange Frage: Was? Wo? —

Die Banden sind wieder in L. In größerer Anzahl! Sie bedrohen stark die Dörfer R. und S.! Die Unfern verlangen Verstärkung! Die Lage ist sehr ernst!

So antwortet man von allen Seiten.

Bei Peter Massens wird nicht weiter gegessen. Nur das kleine Liesel hält noch den Löffel in der Hand. Als die andern alle so ernst, fast ängstlich sich ansehen, fängt die Kleine verzweifelt an zu weinen. Der Löffel entfällt ihren Händchen. Die älteste Schwester, Helene, tröstet sie:

„Sei nur ruhig, Liesel, sei nur ruhig. Es wird schon gut werden!“ Auch die kleinen Kinder hatten schon ihren Teil von den auf den Dörfern lastenden Sorgen zu tragen. O weh, wo des Kindes Gemüt mit Sorgen der Alten beschwert wird!

Die Gedanken aller sind an der Front:

Gefahr! Hans? —

Ein Trompeter vom Selbstschutz eilt die

Straßen des Dertchens entlang. Er bläst den Selbstschutz zusammen. Ein Teil der Selbstschützer war für kurze Zeit beurlaubt worden, da es an der Front ruhig war.

Wie scharf die Trompete klingt! Wie ihr Ton in den Ohren schneidet! Auf den Straßen sieht man nun die Selbstschützer in voller Rüstung zum Sammelplatz laufen. Frauen und Kinder begleiten die Ziehenden bis zum Hofstor, mit tränenden Augen ihnen alles Beste wünschend. Darunter verstehen sie, daß alle wieder unverfehrt zurückkehren möchten. Die Väter gehen mit ihren Söhnen bis zum Amt, wo der Sammelplatz ist. Dort hat sich bald eine größere Schar von Selbstschützern versammelt. Sie kommen aus N., aus M. und aus S. Eine Abteilung berittener Selbstschützer die in S. für etliche Tage Quartiere bezogen hatte, sprengt daher. Wagen fahren vor, welche die Mannschaft zu Fuß an die Front bringen sollen. Mit den Selbstschützern haben sich viele ihrer Verwandte und Freunde versammelt. Darunter sind auch etliche Selbstschutzpflichtige, die sich weigern, die Waffen zu nehmen. Die andern verspotten sie und schicken sie als Feiglinge nach Hause. Viel wird in der Menge nicht gesprochen, wie das bei größeren Volksversammlungen gewöhnlich der Fall ist. Ab und zu versucht jemand zu scherzen. Doch fehlt der Schwingung. Andre erwidern nicht. Uebermut?

— Beim Lachen kann das Herz auch trauern. Ein jeder hat mit sich zu tun. Die Sache, für die sie stehen ist zu ernst, um leicht darüber hinweg zu scherzen. So liest man es selbst auf dem Gesicht jenes kleinen Burschen im deutschen Stahlhelm, der kaum sechzehn Lenz zählen kann.

Ein alter Prediger erscheint auf dem Platze. Er beobachtet stumm die Schar der sich hin und her schiebenden Selbstschützer. Schwere Tränen entquellen seinen sonst so freundlichen Augen. Er schämt sich dieser Tränen nicht. Ob es Tränen sind, um ein verlorenes Paradies? Tiefe Seufzer entsteigen seiner Brust. Unter den Jünglingen befinden sich auch seine Gemeindeglieder, denen er die mennonitischen Lehren, wie die Mennoniten sie aus dem Worte Gottes schöpfen — auch die Lehre der Wehrlosigkeit — so warm und so ernst ans Herz gelegt hatte, und die damals, wie er nicht ohne Grund glaubte annehmen zu dürfen, ihr Bekenntnis nicht leichtsinnig abgelegt hatten. Oder kommt der gegenwärtige Moment nicht unter jene Glaubensregeln? Er hatte ein Herz voll Liebe für die Menschen. Und solche Liebe verzeiht gerne. Auch dort, wo sie nicht versteht. Was soll er nun hier noch tun? Das will er tun: Er will der ins Feld ziehenden Jungmannschaft ein Wort Gottes mit auf den Weg geben. Sie werden es bedürfen.

Er tritt nun kurz entschlossen an den Kommandeur des Selbstschützes heran und bringt sein Anliegen vor. Viel Zeit ist nicht zu verlieren, doch wird seiner Bitte gewillfahrt. Der Selbstschutz und die andern alle versammeln sich im nahen Bethause. Der Prediger spricht nicht über Selbstschutz oder über die Wehrlosigkeit. Er erhebt auch nicht Segenshände über die Selbstschützer, um sie für einen großen Sieg über die Feinde zu weihen, wie das in solchen Fällen in der großen Welt getan wird, — er legt ihnen nur ein Bibelwort, so warm wie es in seinem Innern brennt ans Herz:

„Es ist nur ein Schritt zwischen dir und dem Grabe. Nimm dein Heil in acht!“ —

Dann betet er für sie: Ein Gebet aus tiefer Not! Ein Gebet des Glaubens! Die Versammelten verlassen das Lokal ergriffen von der Macht des Gehörten, ergriffen auch von der Bedeutung des Augenblickes.

„Antreten!“ — kommandiert nun der Führer, ein zurückgebliebener deutscher Offizier. Die Mannschaft tritt in Reih und Glied an. Kurze Musterung. „Aufsitzen!“ — Die Wagen fahren vor, und das Fußvolk besteigt die Wagen.

„Rechts schwenkt!“ Die Reiter rücken vor und stellen sich an die Spitze des Zuges.

„Ab! — Vorwärts!“ — Und durch den tiefen Schlamm patzchen die vielen Pferde und patzchen die Wagen, ein unangenehmes Geräusch

nachlassend. Auf einem Wagen wird ein Soldatenlied angestimmt. Doch andere fallen nicht ein. Es klingt zu unnatürlich. Das Lied verstummt. Nach wenigen Minuten verschwindet der letzte Wagen um die Wegecke. In Nebel.

Um etliche Straßenecken lugen verstohlen neugierige, schadenfrohe Gesichter :

„Vergeblich ist euer Bemühen, ihr Burschujs. Es kommt doch, wie wir es wollen: Im Massenkampf der Sieg des Proletariats. Unfern aufrichtigen Fluch senden wir euch nach, ihr Verdammte!“

Und aus einem Nebengäßchen hört man singen, wild und heiser:

... und helfen euch in eurer Not

kann weder Teufel, Mensch, noch Gott...

Diese Klasse von Leuten konnten nicht unterscheiden zwischen Banditismus und Anarchie einerseits und Arbeiterbewegung oder Sozialismus andererseits. Für sie gab es nur zwei Lager: Burschuji (vom französischen Wort Bourgeois — besitzende Bürgerklasse) und Bednjaki (die Armen, nichts Besitzenden). Ihnen war alles willkommen, das sich gegen die Burschujs richtete, und ein Burschuj war ein jeder, der etwas mehr hatte, als sie, oder der sich etwas besser kleidete.

Wie die Raben auf der hohen Pappel auf das Nas am Wege warteten, als sie durch den langen Zug der des Weges ziehenden Selbst-

schützer verschleucht wurden, so warteten diese armen, haltlosen Leute auf ihre Beute: den Burschui. Noch war ihnen der Selbstschutz im Wege.

Inzwischen hat sich der kurze Wintertag stark geneigt. Es will Abend werden. Der Nebel wird nun wieder dichter, und der feine Sprühregen setzt wieder ein.

Ein Häuflein Mennoniten zog in den Krieg. Mennoniten ließen es in den Krieg ziehen.

Mennoniten und Krieg! Welch ein Mißton! Selbst in den Ohren von Nicht-Mennoniten.

Oh, ob der vielen Gewissensbisse und Seelennöte, die mit den Selbstschützern mitzogen! Was sie mit der Muttermilch eingesogen hatten, was sie einst bekannt hatten, wofür ihre Vorfäter im Laufe von Jahrhunderten Unfugliches gelitten hatten, für das viele von ihnen selbst noch vor kurzem so tapfer eingetreten waren, und worin sie Sieger geblieben waren, — das sollte nun alles hinter ihnen liegen? Das galt alles nichts mehr? Nein! So war es nicht gemeint.

Die Gegenwart diktierte ihnen ernst und gebieterisch, die heiligsten Güter zu schützen. Sind nicht in den letzten Weltkriegen viele ernste Christen in den Krieg gezogen, weil sie glaubten, dem Staate Gehorsam leisten zu müssen, weil sie es als ihre Pflicht erkannt hatten, fürs Vaterland, mithin für Weib und



Kind, für des Hauses Wohlergehen zu kämpfen, so schwer es ihnen geworden ist? Dort stand Wert gegen Wert. Hier aber galt es, das Höchste, was ein Mensch auf Erden besitzt, gegen eine wilde Meute zu verteidigen. Es sollte Selbstschutz im reinsten Sinne sein. Und diejenigen unter ihnen, welche man zwang, mitzumachen? Ja, war denn nicht alles ein Zwang? Auch ihr Gehör? Gehört denn ein denkender, ein fühlender Mensch überhaupt gerne in den Krieg?

„Sch aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel. Liebet eure Feinde.“ So klang es ihnen von anderer Seite zu. — Und dann die Worte Jesu zu seinen Jüngern: „... der verkaufe sein Kleid und kaufe sich ein Schwert.“ Das war wieder Entschuldigung.

So mochte es bei den Jungen, die dort um die Wegecke verschwunden waren, auf und ab.

Und die Zurückbleibenden? Die Alten? Sahen sie dort im Nebel nicht mit der Wehrlosigkeit auch das Mennonitentum schwinden? Es war manchem, als ob er nachheilen sollte, zurückrufen: Wertgegenheit, wohin?! —

Die Wehrlosigkeit, die ihren Ahnen und ihnen selbst so viel gekostet hatte, um die die Mennoniten nirgends und niemals auf dieser Erde eine wirkliche Heimat gefunden hatten; kein wirkliches Vaterland besaßen; die sie immer höher geschätzt hatten als Hab und Gut?

Ja, waren die Mennoniten denn wirklich wehrlos gewesen? Hatten sie sich das köstliche Erbe ihrer Väter wirklich erworben?

Doch ob sie aus Gewohnheit oder auf Grund von Tradition, ob aus natürlichem Widerwillen oder aus tiefster religiöser Ueberzeugung am Wehrlosigkeitsdogma festgehalten hatten, es ist in ihrem Leben immer eine Macht gewesen. Und sie spürten diese Macht noch. Und schwer, sehr schwer lasteten die Ereignisse, hervorgerufen durch den Selbstschutz auf ihnen. „Wir müssen zurück,“ so stieg es in vielen auf.

Befürworter wie Gegner des Selbstschutzes — ein jeder trug seinen schweren Teil an der Last.

Die Nacht zog herauf. Die dunkle, die schwarze Nacht. Die Nacht soll keines Menschen Freund sein. Hier aber kam sie als Freund. Zu vielen müden Menschen. Sie unterbrach für etliche Stunden Kampf und Streit um den müden Menschen etwas Ruhe zu geben, der sie so sehr bedurften. — Ruhe?

Der Himmel weinte in die schwarze Nacht hinein. Seine vielen Tränen fielen dicht auf all das Leid und Elend einer aus tausend Wunden blutenden Menschheit.

„Wie oft habe ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, aber du hast nicht gewollt!“ —

## II.

Peter Klassen hatte alles, was sich am Tage ereignet hatte, in sich aufgenommen. Nun saß er in seiner Großen Stube und wollte das aufgenommene verarbeiten, während die andern alle schliefen. Er wollte sich durch all das Gestrüpp, wie es die Zeit so reichlich hervorbrachte, einen Weg bahnen, welchen er dann sicher gehen konnte. Oft glaubte er nahe am Ziele zu sein. Doch immer wieder wurde ihm der Weg versperrt. Eins stand bei ihm fest: Der Selbstschutz war ein Unglück für die Mennoniten. Selbst wenn von zeitlichem Erfolg begleitet. Er war ein Unglück in sittlich-religiöser Beziehung, und er war ein Unglück in politischer Beziehung.

Peter Klassen dachte nun an seinen Nachbar Jakob Harder. Der war auch ein starker Gegner des Selbstschutzes. Doch konnte Peter Klassen seines Nachbarn Stellung nicht ganz rechtfertigen. Der warf sich immer als den selbstgerechten Richter auf. Hart und lieblos. Wie, wenn der Mann einmal gründlich in die Kelter kam. Bis daher blieb er noch immer sonderbar verschont. Harders Söhne waren nicht

in den Kampf gezogen. Das verstand Klassen schon. Doch waren sie aus innerer Ueberzeugung zu Hause geblieben, oder waren es andere Gründe, die sie zurückhielten? Das interessierte ihn zu wissen. Harter verstand es immer, seinen Standpunkt meisterhaft zu verteidigen. Beter Klassen wollte duldsamer sein. Er machte hier und dort Zugeständnisse. Vielleicht wurde er dazu getrieben, weil er sich besonders in der letzten Zeit auch in allerlei Schwachheiten ertappt hatte?

Aber einen seiner andern Nachbarn, Heinrich Friesen, konnte Peter Klassen ganz und gar nicht verstehen. Der war nun einmal ein Vertreter des organisierten Selbstschutzes und sah in ihm die Rettung der Kolonien, wenn, wie versprochen, bald durchgreifende Hilfe aus der Krim komme. Und die mußte kommen, so rechnete er.

Zwei stramme, tapfere Söhne hatte Heinrich Friesen an der Front. Beide nahmen eine führende Stellung ein. Der Vater war stolz auf seine Jungen.

Peter Klassen konnte Heinrich Friesen sonst keiner Unredlichkeit zeihen. Was er war, das war er ganz. Aber er hatte wider ihn, daß er Iniziator und Organisator des Selbstschutzes war. So waren sie hart aneinandergekommen.

So bewegten sich Peter Klassens Gedanken von einem zum andern bis sie auf ihren Wegen

durch ein Geräusch im Nebenzimmer gestört wurden. Seine älteste Tochter, Helene, eine Jungfrau von 23 Jahren, fand auch keine Ruhe in der lieben Nacht. Ihr Herz bebte vor Angst und Schmerz. Immer wieder versuchte sie durch Beten zur Ruhe zu kommen. Doch vergebens. Ihr Vater kannte ihren Schmerz. Er löschte das Licht aus und rief ihr leise zu: „Kind, so schlaf doch!“

Doch der Schlaf floh beider Lager. Erst gegen Morgen fiel er auf sie nieder.

### III.

Hans Friesen, Heinrich Friesens ältester Sohn, liebte Helene Klassen. Hans' Liebe wurde von Helene warm erwidert. Es war diese Liebe keine vorbeirauschende Leidenschaft. Sie bestand schon seit längerer Zeit und hatte in beider Herzen schon tiefe Wurzeln geschlagen. In den Jahren ihres Bestehens war sie schon oft schwer auf die Probe gestellt worden. Sie hatte die Probe bestanden und war tiefer gegangen. Es war eine völlige Liebe.

Den beiderseitigen Eltern war das Verhältnis ihrer Kinder zueinander längst bekannt. Sie hatten nichts dawider einzuwenden. Die jungen Leute machten auch kein Hehl mehr aus ihrer Liebe. Wären nicht die schweren Zeiten ins Land gekommen, Hans hätte Helene schon als sein Weib heimgeführt.

Hans Friesen und Helene Klassen kannten sich schon seit Jahren. Von der Schulbank her. Vater Klassen, ein fortschrittlich gesinnter Mann, gab seinen Kindern eine gute Schulbildung, wie es damals bei den bessergestellten fortschrittlicheren Mennoniten im Süden Rußlands der Gang war: Die Söhne mußten wenigstens die Zentralschule beenden; die Mädchen kamen

in eine Mädchenschule. Solche Bildungsanstalten fand man in allen größeren mennonitischen Kolonien.

Hans' Eltern wohnten in N., wo sein Vater ein lohnendes Geschäft besaß. Durch seine Welt- erfahrung und seinen praktischen Sinn in öf- fentlichen Angelegenheiten hatte er sich in der Gesellschaft einen Platz erobert. Hans war in vielen Stücken seines Vaters Ebenbild. Da- her beliebt bei den Kameraden, geschätzt von den Lehrern, bewundert von den Mädchen. Oft gab er auch den Ton an bei Ausübung von allerlei Streichen. Seine Altersgenossen räum- ten ihm gerne den Platz eines Vorgängers ein. Hans hätte dadurch leicht herrschsüchtig und stolz werden können. Doch dem wurde durch die weise Erziehung im Hause vonseiten seiner vortrefflichen Mutter vorgebeugt.

Helene kam nach N. im Alter von 14 Jahren. Als Schülerin in die Mädchenschule. Ihre er- ste Schulfreundin wurde Grete Friesen, Hans Friesens Schwester. Diese Freundschaft wurde seit jener Zeit rege gepflegt. Dadurch kam Hans in Berührung mit Helene. Bei dem Ge- triebe, wie es die Schüliermwelt zwischen den Jahren 15—17 gewöhnlich äußert, war Hans immer Helenens aufmerksamer Ritter. Das schmutze Mädel ließ sich die Huldigungen des gewandten Ritters gern gefallen.

Die Jahre zogen hin, eins nach dem andern.

Hans besuchte schon eine höhere Schule in N. Aus dem schönen Knaben war ein stattlicher Jüngling geworden. Helene hatte ihre Studien beendigt. Sie half der Mutter daheim im Haushalt. Das schmucke Mädel hatte sich in eine blühende Jungfrau verwandelt. Das Verhältnis der beiden jungen Leute zu einander blieb bestehen, nur mit dem Unterschiede, daß aus dem Spiel der Kinder die Liebe des Jünglings zur Jungfrau geworden war und daß die Jungfrau die werbende Liebe des Jünglings erwiderte.

Allerlei überschwengliche, neuzeitliche Gefühlswallungen und Liebeshändel durften dabei nicht mitspielen. Mennonitische Erziehung und mennonitische Gemütsart vertragen so etwas ungerne. Es war die ruhige, besonnene aber entscheidende Liebe die da warb, und es war die reine züchtige Liebe, die da antwortete.

„O, daß sie ewig grünen bliebe, die stolze Zeit der jungen Liebe!“

Der Tag, an dem Hans und Helene als Mann und Weib vereint werden sollten, mußte immer wieder hinausgeschoben werden. Der bösen Zeiten wegen.

Doch wahre Liebe kann warten. Wahre Liebe ist stark. Auch viele Wasser können sie nicht auslöschten.



#### IV.

Der Weltkrieg zog sich wider Erwarten in die Länge. Millionen standen schon unter Waffen. Und es wurden noch immer mehr einberufen. Auch nahe an zehn tausend Mennoniten standen schon im Kriegsdienst. Ohne Waffen. Ungefähr die Hälfte von ihnen dienten als Sanitäre. Unter ihnen war auch Hans Friesen. Er stand in Moskau. Obzwar noch verhältnismäßig jung, hatte er es verstanden, sich die Achtung seiner Vorgesetzten und Mitdienenden zu erwerben. Er bediente einen verantwortungsvollen Posten, trotz der Deutschenhege, die überall ihr Wesen trieb.

Als nach dem Regierungssturz im Frühling 1917 der Grundsatz aufgestellt wurde und durchgeführt werden sollte: Für alle Bürger des Reiches gleiche Rechte aber auch gleiche Pflichten, da kam die Sonderstellung der Mennoniten einmal wieder in Frage. Die Mennoniten sollten nun auf allgemeiner Grundlage den Kriegsdienst leisten, d.h. mit der Waffe. Nun galt es, ganz für die Sache einzutreten und alles dranzusetzen um die Wehrlosigkeit wieder zu retten. Daß dieser Kampf nicht leicht sein werde, war vorauszusehen. Dieses

Mal nahmen den Kampf nicht die Väter und Führer der mennonitischen Gesellschaft auf, sondern die im Staatsdienst stehende Jungmannschaft trat selbst hervor. Sie führte den Kampf in einer Art und Weise, die in der mennonitischen Gesellschaft allgemeine Bewunderung hervorrief und von allen gut geheißert wurde.

Auch dieses Mal wieder durften die Mennoniten die Waffen nicht nehmen.

Unter denen, die von den Dienenden hervorgehoben wurden, die Sache zu vertreten, befand sich auch Hans Friesen. Er stand auch hier feinen Mann. —

## V.

Die Revolution griff um sich. Bald wälzte sie sich wie ein wildes Ungeheuer durch das Land. Drohend heulte der Aufruhr. Die Geister, die die Revolution entfesselt hatte, konnten nicht mehr gebannt werden.

Das Alte wurde alles gestürzt. Alles löste sich auf. Die Riesenarmee lief auseinander. Sie überschwemmte das ganze Land, plündernd und raubend. Die besseren Elemente zogen eiligst nach Hause.

Bald stand auch kein Mennonit mehr im Staatsdienst. Auch Hans Friesen war daheim, das Kommende abwartend.

In jenen Tagen kamen die ersten Flüchtlinge in die Molotškina Kolonie. Sie waren beraubt und von Haus und Hof getrieben worden. Dabei kamen auch die ersten Fälle vor, wo Mennoniten zu den Waffen griffen und entschlossen ihr Heim verteidigten. In den meisten Fällen ohne Erfolg, denn schließlich mußten sie doch alles im Stiche lassen. Damals mußte auch Peter Klassen sein Gürtchen verlassen. Er zog mit den Seinen nach R.

## VI.

Der Frühling hatte im Jahre 1918 schon seine Visitenkarte abgegeben. Eine Ecke der Karte war etwas umgelegt: Dadurch kündete der flüchtige Gast an, daß er nächstens für längere Zeit eintreffen werde.

Mit dem Frühlinge hatten sich auch andere Gäste angemeldet. Die Deutschen wurden erwartet.

Nach dem Friedensschluß zwischen Deutschland und Rußland in Brest besetzte Deutschland für längere Zeit die Ukraina. Die Ukraina sollte ein selbstständiger Staat unter deutschem Einfluß werden. Schon allein das Gerücht von einer möglichen Besetzung der Ukraina vonseiten Deutschlands verursachte viel Freude in den deutschen Kolonistenkreisen. (Es gibt in der Ukraina viele deutsche Kolonisten). Große Hoffnungen wurden gehegt.

Die Deutschen kamen!

Wie sicher und stark fühlten sich nun die Kolonisten!

Doch diese Freude war von kurzer Dauer. Deutschland hatte zu viele Feinde und mußte den Bogen zu straff spannen. Und allzu straff gespannt, zerpringt der Bogen. Deutschland

Brach) zusammen. Nach wenigen Monaten schon verließ das deutsche Militär die Ukraina wieder. Und die Kolonisten waren nun erst recht verlassen. Mengstlich fragend blickten sie den abziehenden Freunden nach. Es gab nun manches zu befürchten, was man vor der deutschen Besetzung nicht gekannt hatte. Die Kolonisten hatten Schritte gewagt, die schwere Folgen nach sich ziehen mußte. Der Einfluß, den das deutsche Militär auf die Kolonisten gehabt hatte, äußerte sich auch in mancherlei Weise.

Auch die Mennoniten waren von alledem nicht unberührt geblieben. Nicht zu Gunsten des Mennonitentums. Der deutsche Militärg Geist war in manchen jungen Mennoniten hineingefahren. Die Lage im Lande förderte die Art gewaltig. Man fing an zu unterscheiden zwischen Waffen-nehmen und Waffen-nehmen, wo man bis daher unterschieden hatte zwischen Waffen-nehmen und nicht-Waffen-nehmen.

Mit dem Abzuge der Deutschen loderte sofort überall die mit Gewalt unterdrückte und niedergehaltene Revolution auf. Auch die Begleiterscheinungen der Revolution, Anarchie und Banditismus, waren wieder da.

Die Banden bedrohten stark die deutschen Kolonien. Besonders auch die Molotschna.

Es entstand der mennonitische Selbstschutz.

Der Boden dafür war günstig vorbereitet. Es traten Männer auf, zwecks Organisierung aller

Dörfer zu einem Ganzen. Die Sache hatte Erfolg. Der Selbstschutz wurde Gemeindefache.

Gans Friesen machte Schlußfolgerungen:

Wirklich wehrlos sind die Mennoniten also nicht mehr. Einzelne ausgenommen. So lehrt es uns die jüngste Vergangenheit. Die Gefahr droht von allen Seiten. Irgendwo in der Krim und im Kaukasus bildet sich eine „Weiße Armee“, die das Reich wieder zur Ordnung bringen will. Wenn wir bis dahin unsere Kolonien schützen können, so sind wir gerettet. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Wir wehren uns nur gegen Banden. Falls die „Roten“ kommen, ehe die „Weißen“ hier sind, so strecken wir die Waffen. Es wäre Vermessenheit und Wahnsinn zugleich, sich der Roten Armee zu stellen.

Der Selbstschutz fand Anhänger.

Gans Friesen übernahm die Führung der ersten Gruppe unter einem zurückgebliebenen deutschen Offizier, der Oberbefehlshaber wurde.

Es meldeten sich auch sofort Gegner des Selbstschutzes. Doch wagten sich diese nicht laut hervor. Sahen sie die Nutzlosigkeit des Entgegenarbeitens ein? Hofften manche von ihnen im stillen auf Erfolg des Selbstschutzes? Auf Schutz, ohne selbst Hand anlegen zu dürfen?

Nun gab's viel Aufregung und Zwietracht, viel Zank und Streit hin und her in den Dör-

fern, infolge der Organisierung eines offiziellen Selbstschutzes. Manche Freundschaft erlitt einen Bruch.

Auch Peter Massen und Heinrich Friesen kamen auseinander. Als nun noch Hans Friesen Führer des Selbstschutzes wurde, als der dann noch Massens jungen Neffen mitzog, da wars um die Freundschaft gänzlich geschehen. Die gingen ihm doch zu weit.

Das Zerwürfniß zwischen den beiden Vätern schlug Wellen. So wurden auch ihre Familien in Mitleidenschaft gezogen. Auch Hans und Helene wurden davon betroffen.

Sobald Vater Massen die Selbstschutzfrage im Kreise seiner Familie berührte, verstummte Helene, oder sie schlich hinaus unter irgend einem Vorwande. Es tat dem armen Mädchen weh, wenn in den Wunden, die sie ohnehin schon schmerzten, noch gerührt wurde. Gerührt wurde, ohne heilen zu wollen. Neue dunkle Wolken sah Helene am Himmel ihrer Liebe aufsteigen.

Bei einer Gelegenheit war Helene unfreiwillige Lauscherin. Da hörte sie, unter andern, die Worte aus dem Munde ihres Vaters: Er könne nicht zugeben, daß jemand, an dessen Händen Menschenblut klebe, seiner Tochter Mann werde. Die Nachbarn dürfen nicht denken, daß er, wenn nun jemand aus Friesens Familie,

die noch nicht verarmt war, um sein Kind freie, seine Ansichten als Mennonit verkaufe.

Das fiel tief in Helenens krankes Herz.

Doch die Liebe hofft alles, sie glaubt alles, sie duldet alles! Besonders noch die Liebe einer zarten Frauenseele.

Als Helene Hans von ihren neuen Sorgen erzählte, wußte er im ersten Augenblick nichts darauf zu erwidern. Er fühlte, daß Helene auf Antwort wartete: Nach längerem Schweigen kam die Antwort:

„Die ernste Lage unserer Kolonie hat mich herausgefordert: Ich bin Selbstschützer. Ich kann und darf nicht zurückbleiben, denn unsere heiligsten Güter stehen in Frage. Es gibt Momente im Leben eines Menschen, auch eines Mennoniten, wo es seine heilige Pflicht ist, dem Uebel mit Gewalt entgegenzutreten. Wahnsinnige müssen unschädlich gemacht werden. Unterlassung der Ausführung dieser Pflicht kommt einem Verbrechen gleich. Dadurch fällt alle menschliche Ordnung. Und Ordnung ist von Gott. Ordnung ist, so sagt ein Sprichwort mit Recht, des Himmels erstes Gesetz. Ich tue meine Pflicht als Mensch, so schwer es mir fällt, die Waffe gegen Menschen zu erheben, und wenns die schlechtesten sind. — Gibt es denn in der Welt überhaupt denkende, fühlende Menschen, die gerne in den Krieg ziehen? Und andererseits, — kann denn in dieser Welt ein Mensch



immer und absolut wehrlos sein? Es soll aber unser heiligstes Bestreben sein, dem Kriege entgegenzuarbeiten. Ich wiederhole: Wir haben heute keine feste Regierung, die der Anarchie wehrt. Da müssen alle Bessergesinnten für Recht und Ordnung eintreten. Das ist heute meine Ueberzeugung. Ich mag in manchem nicht tief genug sehen, aber ich werde nun nach meiner Ueberzeugung handeln, so schwer es mir fällt.“

Helene zitterte bei diesen ernstern Worten. Sie ergriff alles mit ihrem gefühlvollen Frauenherzen. Sie liebte Hans. Sie bangte um ihn. Leise weinte sie vor sich hin. Sie wartete auf Hans weitere Antwort. Es fehlte ihr noch etwas.

Hans fuhr fort:

„Dein Vater ist kein harter, liebloser Richter. Er ist ein guter Mann. Durch die Umstände vielleicht etwas gereizt. Nimm seine Worte mit Bezug auf unsere Liebe nicht zu schwer. Es wird noch alles gut werden.“

Hans sprach mit Helene nicht gerne über diese Fragen. Er wollte sie schonen. Sie litt ohnehin schon schwer genug.

Hans Friesen war Optimist. Er glaubte an den schließlichen Sieg des Guten, trotz der finstern Mächte Toben. Ja, konnte es denn anders sein? Lag nicht ein volles Leben vor ihm? Mit seiner Helene! Er glaubte an das Leben, entgegen all der Gefahren im Kampf

ums Leben. So hatte er es schon erfahren, ob-  
zwar noch jung an Jahren.

Die Zeit machte frühreif.

So zog Hans Friesen mit seiner Schar  
wieder in den Kampf.

So blieb Helene daheim mit ihrem Weh.

Das war am 15. Dezember 1918.

## VII.

Woche um Woche kam und ging. Aus den Wochen wurden Monate. Und der Selbstschutz hielt noch immer die Front.

Der Gegner nahm an Kraft zu. Der Selbstschutz wartete vergeblich auf die ihm in Aussicht gestellte Hilfe. Oft stand ein Selbstschützer gegen fünfzig Banditen. Doch Unglaubliches wurde ausgeführt, so daß selbst die Feinde über seine Leistungen staunten. Nur ganz einzelne Selbstschützer fielen im Kampf.

Doch schließlich wurde Macht von Macht überwunden. Qualitative Macht durch quantitative Macht. Der Selbstschutz mußte abtreten. Er löste sich auf.

Seinen Führern wurde geraten, die Gegend sofort zu verlassen und, wenn möglich, über die Krim nach dem Kaukasus zu fliehen, wo sich die „Weiße Armee“ bildete. Dort seien sie sicher.

Hans Friesen sah keine Rettung nur in der Flucht. Bis zum Abgange des Zuges in die Krim waren ihm kaum dreißig Minuten geblieben. Er eilte zuerst nach Massens. Er wollte noch einmal seine Helene sehen.

Helene begegnete ihm in der Vorhalle, ganz

fassungslos. Sie wartete auf ihn. Der Abschied war kurz und schwer. Die Trennung mußte sein. Hans riß sich von dem armen Mädchen nun los; „Auf Wiedersehen!“ — und eilte davon. Helene starrte regungslos dem Fliehenden nach.

Im Hofe traf Hans Vater Klaffen, verwirrt und in Angst ob der Dinge, die nun kommen mußten. Er konnte sich, als er Hans erblickte, nicht ganz des Spottens erwehren:

„Nun haben wir die Bescherung. Das ist das Ende vom gesungenen Lied, was? So habe ich's erwartet. Erst habt ihr uns ins Unglück hineingeführt, habt uns schuldig werden lassen, und überlaßt uns nun der Pein: Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Ohne ein Wort der Erwiderung auf das vernichtende Urteil von Vater Klaffen zu haben, trat Hans vor den sich streng gebärdenden Herrn und streckte ihm seine Rechte entgegen: „Auf Wiedersehn!“ Der aufgeregte Mann las in den Zügen des geschlagenen Jünglings und wurde weich. Zitternd ergriff er die dargebotene Hand und drückte sie lang und herb. „Geh mit Gott, Hans!“ Nun kam auch Hans noch etwas zu Worte: „Wir haben getan, was wir konnten. Wir wollten euer Bestes. Man hat uns betrogen, — die Weißen. Verzeiht!“ —

Und weg war Hans.

In der Vorhalle gewahrte Vater Klaffen sei-

ne Tochter. Sie war Zeugin der Szene im Hofe gewesen. Ein Lichtschimmer erhellte ihr dunkles Innere. Der Vater wollte vor ihr seine Erregung verbergen und wich ihr durch den Stall aus.

Nach überstürztem Abschied daheim lief Hans zur nahen Bahnstation. Er bestieg den Zug, als der schon in Bewegung war. Auf der Flucht!  
Ein neues Blatt in Hans' Lebensbuch.

## VIII.

Seit einer Zeit schon hatte man das Unglück, den Zusammenbruch der Front kommen sehen. Viele Kolonisten, besonders die wohlhabenderen, bereiteten sich vor für die Flucht. Sie wollten in die Krim fliehen, die, wie in Aussicht genommen war, gegen die Roten verteidigt werden sollte. Unter Deckung des Selbstschutzes sollte die Flucht geschehen. In der Krim wollten die Flüchtlinge bessere Tage abwarten.

In der Nacht vom zweiten auf den dritten März verließ der Selbstschutz seine letzten Stellungen. Von Panik ergriffen, warfen die meisten das Gewehr hin und liefen nach Hause. Der kleinere Teil und die Führer flohen in die Krim.

Wie wenn der Wolf die Herde zerstreut.

Die Flucht der Kolonisten aus der Prischiber Wolost, auf der rechten Seite des Molotschna-Flusses gelegen, hatte schon zwei Tage vorher begonnen. Die Dörfer auf der linken Seite der Molotschna setzten sich erst um Mitternacht auf den dritten März in Bewegung.

„Betet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter. . . .“ diese Worte Jesu verstand man damals gut. Für die frühe Jahreszeit stand

gutes Wetter. Doch war die Flucht immerhin sehr schwer.

Von N. bis M., eine Strecke von ungefähr dreißig Werst, bewegte sich langsam vorwärts ein fast ununterbrochener Menschenstrom:

Die fliehenden Molotschnaer.

Lange Wagenreihen, Viehherden, Fußvolk, Reiter, alles im wilden Durcheinander. Oft gibt es Stocungen: Wagen zerbrechen. Pferde versagen. Menschen rufen, schreien, weinen, beten, lachen, fluchen. Pferde wiehern, Kinder brüllen. Ein Chaos sondergleichen. Schrecken um und um!

Ein Vater, wohl schon etliche Jahre über fünfzig, die Mutter und sieben Kinder schleppen sich zu Fuß langsam vorwärts. Das Nottwendigste für ein — zwei Tage tragen sie auf ihren Rücken. Ihr ganzes Benehmen zeigt, daß sie die Flucht bald werden aufgeben müssen und irgendwo abseits am Wege die weiteren Ereignisse über sich ergehen lassen. Eine Gruppe nach der andern überholt sie. Die sind noch rüstiger. Auf den vielen Wagen, die gut bespannt, vorwärts eilen, scheint für die Ermüdeten kein Platz zu sein. Nun ziehen sie an einer kleinen Gruppe vorbei, die sich schon am Wege hat niederlassen müssen. Zwanzig Werst weit haben die zwei schwachen Frauen mit ihren kleinen Kindern den schwer beladenen Handwagen durch

den weichen Boden gezogen. Nun geht's nicht weiter. Nengstlich sehen sie den Vorbeiziehenden nach.

„Bald auch unser Los“, sagt der vorüberziehende Vater zur langsam sich schleppenden Mutter ganz leise. „O Gott!“ seufzt die Mutter als Antwort und sieht sich bange nach ihren Kinder um.

Weiter! Nur weiter! So weit, wie es geht!  
Auf dem Rücken des Kolonistenberges, rechts vom Wege, wird's rege.

Die Banditen! Tod und Verderben!

Etlliche Schrapnells werden den Fliehenden nachgesandt. Mit höhnischem Lachen plagen sie in der Luft.

Unter den Flüchtlingen befanden sich auch die Familien Friesen und Klassen aus N. Friesens führen auf einem guten Wagen, gezogen von vier starken Pferden. Es fehlte ihnen auch noch nicht an Mitteln. Klassens zwei arme Gäule versagten bald vor ihrem schwer beladenen Wagen, trotzdem die Erwachsenen alle nebenher gingen. Noch an demselben Tage unterbrachen sie ihre Flucht. Am andern Morgen zwang man sie, wieder nach N. zu ziehen. Ihre wenigen Habseligkeiten wurden ihnen unterwegs abgenommen. In N. bezogen sie wieder ihr altes Heim. Verschiedene Besucher hatten dasselbe inzwischen sorgfältig durchsucht



und manches vom Wertvollsten war mit den Gästen mitgewandert.

Nur wenigen gelang es, in die Krim zu entkommen. Die meisten mußten nach 1—5 Tagen in ihre ausgeraubten Wohnungen zurückkehren.

## IX.

Nun kamen die Tage der Raube für die Sieger. Die waren schrecklich.

Zuerst kamen die gewesenen Selbstschützer und alle, die mit dem Selbstschutz irgendwie in Verbindung gestanden hatten, dran. Wo an der Front, selbst in den schwersten Gefechten nur einzelne gefallen waren, da mußte nun manch ein Kamerad und manch ein Mann der Gesellschaft sein Leben lassen.

Wie sind die Helden gefallen!

Der Selbstschutz diente den Siegern als Vorwand, an den Besiegten alle Schandtaten ausüben zu dürfen: An Mann, Weib und Kind. Von Raub schon garnicht zu sprechen.

Man sahnmete auch eifrig nach Heinrich Friesen und Sohn. Ihr Haus wurde vollständig ausgeraubt.

Bei Peter Klaffens ging das Leben seinen gewohnten Gang weiter: Hangen und Bangingen in schwebender Bein. Vom Neffen Hans war keine Spur. Zurückgekehrte Selbstschützer wollten wissen, daß man ihm am Wege nach M. habe liegen sehen. Tot!

Und die mennonitische Gesellschaft, ob sie für oder gegen den Selbstschutz gestanden? Sie lit-

ten alle ohne Unterschied. Es gab für die Banden schließlich nur zwei Gruppen von Menschen in der Welt: mit ihnen oder gegen sie. Und diesen Unterschied machten sie auch dort, wo man sich nicht geschützt hatte. Doch lernte die mennonitische Gesellschaft es immer mehr verstehen, daß der Selbstschutz ein Fehler gewesen war. In jeder Hinsicht ein Fehler.

Hatte Gott der Herr die Mennoniten durch so tiefe Wasser führen müssen, um sie wieder daran zu erinnern, welche Aufgabe sie in der Welt auszuführen hatten?

Manch ein Bußgebet ist darob zum Himmel gestiegen. Viele haben es dann erst ergriffen, was es heißt, ein wehrloser Christ zu sein, daß die äußerliche Zugehörigkeit zum Mennonitentum nicht ausreicht, daß Gottes Wort wahr ist in allen seinen Teilen.

Also doch etwas Gutes ist dadurch gefördert worden. Die Selbsterkenntnis! Das einerseits.

Und andererseits: Bei vielen die Erkenntnis, daß die Liebe Gottes eine ernste Liebe ist.

„Der Segen der Sünde!“ — (Nach Röm. 7, 13) „... Auf daß sie erscheine, wie sie Sünde ist . . .“

## X.

Hans Friesen ging nach der Stadt Bertsch in der Prim. Von dort setzte er hinüber nach dem Kaukasus. Dort wurde die Weiße Armee unter General Denikin gebildet. Hans kam in allerlei Schwulitäten. Schließlich ließ er sich in die Weiße Armee einreihen. Er sah keinen andern Ausweg. Der Stein war ins Rollen gekommen.

Aus dem Selbstschützer wurde ein Soldat.

Ein Soldat?

„Nicht viel darüber nachdenken!“ sagte sich Hans immer wieder. Davor graute ihm. Er stürzte sich nun in das Soldatenleben, Vergessen suchend. Doch hielt er sich nach Möglichkeit in Zucht und Ordnung.

Mit dem Frühlinge 1919 eröffnete die Weiße Armee ihre Tätigkeit. Sie ging vor. Zuerst langsam, aber dann immer stärker. Sie hatte große Erfolge.

Nur vor der Ernte zogen die ersten Weißen durch die Molotschna Kolonien, die Roten stark nordwärts treibend.

Das Regiment, in dem Hans Friesen stand, kam auf seinem Vormarsch auch durch das Molotschnatal. Es drängte Hans, nach Hause einen

Abstcher zu machen. Ungewaltig! Er erhielt als guter Soldat einen Tag Urlaub, die Seinen zu besuchen. In N.! Heimatluft!

Er kam vorerst an seinem Vaterhause vorbei. Er betrat den Hof: Vater? Mutter? Schwestern? —

Fremde Gesichter begegneten ihm. Sie teilten ihm mit, daß Friefens — die Seinen — noch in der Krim seien.

Enttäuschung! Nach so langer Trennung In so schwerer Zeit. Hans ging in schweren Gedanken weiter. Ein Sturm in seiner Brust.

Bei Peter Klaffens? Helene?

Er traf Helene auf dem Hofe. Welch eine Freude des Wiedersehens! Aller Schmerz, alles Leid ward für Augenblicke vergessen. Helenens Mutter und Geschwister kamen aus dem Hause, den so lange für verloren Gehaltene zu begrüßen. Sie führten den Gast in das Haus und es wurden ihm allerlei Liebesdienste erwiesen. Hans war nach langer Zeit wieder einmal glücklich.

Vater Klaffen war nicht zu Hause. Er mußte für die Armee Vorspanndienste leisten. Alle fanden seine Abwesenheit heute als Erleichterung.

Schnell wie der Wind entflohen die Stunden, die Hans und Helene miteinander erleben durften. Dann mußte Hans wieder zu seiner Abteilung. Der Abschied fiel diesmal nicht

so schwer. Den Soldaten hatte man während des ganzen Tages nur wenig erwähnt. Hans wollte darüber nicht sprechen.

Die Aussichten waren günstiger.

Die Weiße Armee war nicht mehr ferne von Moskau, dem Herzen des Riesenreiches. Nur noch — —

Doch da gab es eine scharfe Wendung zu Gunsten der Roten. Allerlei ungünstige Ereignisse im Rücken der Weißen und günstige Ereignisse auf Seiten der Roten, allzu sichere Vermessenheit der Weißen und gewaltige Anstrengungen der Roten spielten der Weißen Armee böse mit. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit war den Weißen nur noch die Krim geblieben, die sie als Basis für künftige Operationen behielten.

Hans mußte mit seiner Abteilung wieder mitziehen. Sein Weg führte ihn auch diesmal wieder nahe N. vorbei. Doch durfte er seine Helene nicht sehen.

Heinrich Friesens waren inzwischen aus der Krim in die Heimat zurückgekehrt und hatten sich wieder in ihrem Hause eingerichtet. Mit dem Rückzuge der Weißen mußten auch sie wieder ihr Heil in der Flucht suchen. Das war kurz vor Weihnachten 1919. Den Winter hindurch wohnten Friesens nun wieder in der Krim. Jetzt schon in ärmlischeren Verhältnissen. Nach

langem Suchen gelang es Hans, seine Eltern zu finden.

In der Arim wurde nun unter General Wrangel die Weiße Armee neu formiert. Sie war wieder kampffähig.

Es wurde auch ein Deutsches Bataillon gebildet, in das nur Kolonisten aufgenommen wurden. Hans Friesen war Offizier in diesem Bataillon.

Im nächsten Frühling machten die Weißen einen neuen Versuch, vorzugehen. Der Weißen waren nur wenige. Die Rote Armee war über Winter zu einer mehr organisierten und disziplinierten nach Millionen zählenden Macht herangewachsen. General Wrangel machte seinen Einsatz auf die Tapferkeit seiner Truppen und die Enttäuschung der Bevölkerung mit Bezug auf die Verheißungen der Roten. Trotz außerordentlicher Leistungen der Weißen unter der Führung eines gewandten Generals konnten nicht große Erfolge mit Bezug auf Gebietsverweiterung erzielt werden. Hans Friesens Heimat aber kam für den Sommer und Herbst unter weißem Regiment.

Das Deutsche Bataillon zeichnete sich in jeder Hinsicht aus. Immer wieder mußte es vorrücken, wo der Kampf heiß war. Erst im Herbst durfte es für kurze Zeit Quartiere beziehen, um auszuruhen. Der Wunsch des Bataillons, zu diesem Zweck in die Kolonie zu ziehen, wurde

ihm gewährt. Es kam nach N. Wie hatte sich Hans Friesen darauf gefreut. Seine Eltern waren noch in der Krim. Er bezog ein Quartier in der Nähe von Massens. Nun durfte er viel mit Helene verkehren.

Vater Klaffen konnte den Soldaten noch weniger dulden, als den Selbstschützer. Doch er schwieg. Er war ruhiger geworden.

Hans Friesen war des langen Krieges müde, körperlich und geistig. Er sehnte sich nach Ruhe. „Nach Hause!“ Besonders stark trat in ihm diese Sehnsucht in Helenens Nähe auf. Er fühlte dann etwas vom kommenden Glück und war darin schon glücklich.

Doch nichts ist flüchtiger als das Glück und der Menschen Freuden sind wie Eintagsfliegen. So empfand es auch Hans, als er plötzlich wieder auf und davon mußte. Die Pflicht rief. Das Bataillon wurde an die Front verlangt. Eiligst! Dort stand es schlecht mit den Weißen.

Wieder hieß es Abschied nehmen. Vom Liebsten, was er auf Erden hatte, zu scheiden. Ob wieder für lange Zeit?

So schwer, wie der Abschied beiden diesmal wurde, hatten sie ihn noch nie gefühlt. Hans war es, als ob etwas besonders Schweres auf ihn lauere. Doch er schwieg darüber. Ahnungen?

Als er Helene wie gewöhnlich sein letztes „Auf Wiedersehen“ zurief, klang es ihr so son-



berbar. So ganz anders als sonst. So fühlte sie es.

Das Bataillon sammelte sich in der Mitte des Dorfes. Mit ihm hatten sich viele Verwandte und Freunde eingefunden. Eine gedrückte Stimmung lag auf allen. In den Augen vieler Soldaten standen Tränen. Niemand sah die Tränen, so dachten sie. Es war glücklicherweise Nacht. Man durfte die Tränen auch nicht sehen. Und doch wurden sie von vielen bemerkt. Auch die Geleitgebenden wischten sich die feuchten Augen.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin,“ zitierte jemand aus der Menge, scheinbar um Stimmung hervorzurufen.

Ein kurzes Kommando, — und die Reiter trabten davon. In die dunkle Nacht hinein.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus, und du, mein Schatz, bleibst hier!“ so klang es, von etlichen gesungen, aus der Ferne den Zurückgebliebenen herüber. Doch kaum, daß die erste Strophe zu Ende gesungen wurde; die Töne blieben den Sängern in den Kehlen stecken.

Die Schlußverse: „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm, fehr i ein, mein Schatz, bei dir!“ klangen schon so unbestimmt.

Noch in derselben Nacht räumte die Weiße Armee die Gegend. Diesmal für immer.

Zwei brave Reiter, die „gestern noch auf

stolzen Koffen" fassen, sahen die liebe Sonne am nächsten Morgen nicht mehr. Durch die Brust geschossen, legte man sie ins kühle Grab. Sie fielen, als sie andern, die in Gefahr waren, zu Hilfe eilten.

Die Weiße Armee wurde nun gänzlich geschlagen. Ein Teil bestieg die in den Häfen der Krim wartenden französischen Schiffe und entkam in die Türkei. Die andern fielen in die nicht besonders zarten Hände der Roten.

Hans Friefens Abteilung, die sehr zusammengeschmolzen war, mußte die Eintschiffung in Sebastopol decken. Dabei traf ihn eine feindliche Kugel in den rechten Oberschenkel. Seine Kameraden brachten ihn verwundet auf das Schiff. Er kam nach Konstantinopel, in ein englisches Hospital. Erst nach mehreren Monaten war er wieder so weit hergestellt, daß er etwas unternehmen konnte.

## XI.

Nun war Hans Friesen heimatlos. Dazu in einem fremden Land. Ohne Mittel. Den Gerüchten von Bildung einer neuen Armee aus den Russen, die sich im Auslande befanden, ging er weit aus dem Wege. Nur nicht mehr Soldat werden!

Er wollte nun ein neues Leben beginnen: Arbeiten und nicht verzweifeln. Um Helenens willen. Und um seiner selbst willen. Er wollte hoffen, daß der Traum seiner Jugend (er fühlte sich schon so alt), Helene noch einmal sein Weib nennen zu dürfen, in Erfüllung gehen werde.

Er suchte Arbeit und fand sie. Eifrig stürzte er sich in das neue Leben hinein. Sein Zustand besserte sich bald, körperlich, auch geistig.

Krieg verdirbt den Charakter. Hans Friesen fühlte überall seine Mängel. Er sehnte sich nach Frieden der Seele, welche Seite seines Lebens er so vernachlässigt hatte.

Heinrich Friesens mußten noch lange in der Krim bleiben, wo man den Vater nicht als gewesenen Führer in allerlei öffentlichen Anlässen kannte. Ihre Lebensmittel waren fast ganz aufgebraucht. Es fiel schwer, für

die Familie immer das täglich Brot zu beschaffen. Oft reichten es ihnen barmherzige Hände, denen noch nicht alles entrisen worden war. Doch blieb Unterernährung ihr Theil.

Dann kam die Mutter aufs Krankenlager. Die Pestilenz, die nach des Propheten alter Tage Wort, in der Finsternis schleicht, trieb ihr Wesen überall frei und offen.

Der Tod forderte auch Mutter Friesen. An einem kurzen Wintertage, als die Sonne schon tief im Westen stand, deckten müde Hände sie mit Erde zu.

Christen Hoffnung aber trauerte am Grabe.

So war Schlag auf Schlag über Friesens gekommen. Das nackte Leben war dem Vater und den Kindern geblieben. Ein Leben in Armut. Das Los vieler, vieler andern, die einst Genüge hatten. Ob die irdische Armut sie den himmlischen Gütern näher rückte? Noch konnte Heinrich Friesen es Hiob nicht nachsprechen: „Der Herr hats gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Noch allzu dunkel lag vor ihm die Zukunft. Aber er konnte mit dem Psalmisten bekennen: „So ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht! Ich will warten meines Heiles von Gott!“

## XII.

Bei Peter Klaffens war ein unheimlicher Gast eingekehrt, der ihnen zu den vorhandenen Sorgen noch weitere hinzubachte. Seine Gestalt war verfallen, sein Gesicht eckig und fahl, sein Kleid verschliffen. Er machte nicht viel Worte. War sonst auffallend bescheiden, aber wenn er näher trat, dem raubte er Freude und Lebensmut, dem bleichte er die Wangen und dessen Augen erblaßten. Oft nahm er den Leuten auch das Leben. Sein Name war Hunger.

Auch Helene wurde gezwungen, mit dem Eindringling Bekanntschaft zu machen. Doch Glaube, Liebe und Hoffen waren noch immer Helenens treue Bundesgenossen. Die halfen ihr, ihre vielen Lasten zu tragen.

Ein Weib kann viel tragen.

### XIII.

1921. Der Frühling war wieder gekommen. Der Frühling mit neuem Grünen und Blüten, mit neuem Werden und Hoffen. Milde und freundlich umfing er die müden und zagen Menschen: „Herz! Hoffe auch du! Glaub' und vertrau! Auf Liebe bau!“

Eines Vormittags arbeitet Helene im Vorgärtchen. Da sieht sie den Postboten die Straße herunterkommen. Ob der ihr einmal einen Brief bringen kann? Ob Hans noch lebt? Doch darf man sich in seinen Hoffnungen so weit versteigen? Wer erhält denn heute noch Briefe? So etwas war einmal. Vor dem Kriege.

„Ein ausländischer Brief für Sie!“ hört Helene nun den Postboten von der Straße rufen. Hat sie recht vernommen? Der Postbote wiederholt seine Worte. Also doch!

Sie hält den Brief in ihren Händen. Von Hans! Seine Handschrift! Kaum daß sie den Umschlag öffnen kann. Wie ihr das Herz schlägt! Wie die Pulse fliegen!

Hans schreibt von Konstantinopel, vorsichtig und kurz, um niemand zu schaden:

Er ist gesund. Es geht ihm gut. Er hofft bald so viel verdient zu haben, daß er nach

Deutschland fahren kann. Von dort will er, wenn eben erst möglich, nach Amerika hinüber-  
setzen. Sein Onkel drüben hat ihm Unterstüt-  
zung versprochen. In Amerika hofft er mit  
Gottes Hilfe den Grund zum eigenen Heim zu  
legen. Helene soll mit den Thren hinüber-  
kommen. Ihr langes Warten voll Leid und  
Not soll belohnt werden. —

Helene ist glücklich. Der hoffnungsvolle Brief  
inmitten einer hoffnungsvollen Natur rufen  
auch in ihr neue Hoffnungen hervor. Sie dankt  
Gott, wie sie es schon lange nicht hat tun kön-  
nen.

#### XIV.

Peter Massens sind als Flüchtlinge in die erste Liste der Auswanderungskandidaten nach Amerika eingetragen. In der alten Heimat dürfen sie auf nichts Gutes mehr hoffen. Da will man ihnen nun noch den Glauben nehmen, der ihnen durch all die schweren Jahre geholfen hat, das Schwerste zu tragen. Helene kann den Tag, da sie mit den Ihren die alte Heimat verlassen wird, kaum abwarten. Besonders noch, nachdem sie einen Brief von Hans aus Amerika erhalten hat.

Sie sieht sich schon in Amerika. In ihrem eigenen Heim. Einfach und bescheiden. Aber reich an Liebe, an Freude, an Glück. Sie erinnert sich an ein Wort, daß sie einst gehört hat: „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!“

Nach Hause?!

Das führt sie weiter und sie singt in Gedanken:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?  
Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?“

Ganz leise tönt es ihr als Echo von jenseits der Wolken so wonnig und schön entgegen:  
„Ja! Heimat! Im Licht!“



## Einer von Vielen.

### I.

's ist Kriegszustand. . . .

Das Schifflein „Kolonie“ ist aufgerannt  
trotz tapfrem Kampf mit Sturm und Wellen.  
Die Ladung und das Menschenleben  
sind nun der Willkür preisgegeben,  
die drohen alles zu zerschellen. . . .

### II.

Unheimlich still ist's auf den Straßen.  
Nur hin und wieder fällt ein Schuß. —  
Gans Friesen — in dem Kerker — fühlt sich so  
verlassen,  
ihm ist's so eng, er kann's nicht fassen,  
daß er wohl noch in dieser Nacht  
aus diesem Leben scheiden muß, — —  
denn so heißt's nach dem Tribunalbeschuß. —

So weiß Gans Friesen, es gibt kein Entrinnen,  
und all sein unnütz' Grübeln, all sein Sinnen  
ist ganz vergebens  
(Kaum zwanzig Jahre ist er alt;  
hier an der Grenze dieses Lebens.  
Zum Leben kaum erwacht  
und über dieses Daseins Zweck noch wenig nach-  
gedacht)

Wie wird es in der Zelle ihm so kalt  
und wieder warm!  
Die Pulse fliegen, und das Herz pocht bang.  
Dann lauscht er nach der Tür, fast flehentlich,  
daß ihm gewährt noch werde kurze Frist,  
und wärens nur Minuten, denn er ist  
nicht fertig mit des kurzen Lebens Rechnung. —  
und dazu brauchts, so fühlt ers, etwas Zeit. . . .  
Dann wandert er hinüber in die Ewigkeit. —

Nun wirds ihm klar,  
was gestern war  
und was gewesen einst. Und Jahr um Jahr  
zieht so das kurze Leben pfeilgeschwind,  
an ihm vorüber.

Er sieht sich als Kind,  
das von der Mutterlieb' gehegt, gepflegt, —  
er hört als Jüngling — der im Drang und Wer=

den —  
wie Vater ernst und treu manch gute Lehre in sein  
Herz legt,

als Samenkörnlein voller Hoffnung in die Erden.

Dann sieht er Bruder, Schwester, Freund,  
mit denen ihn so vieles einst vereint.

Er sieht des Nachbars Grete, — doch hier bricht er  
ab,

denn alles was das Leben ihm einst gab,  
was sein einst war, das ist ihm nun genommen. —

Doch horch. . . was ist das? Hat er's recht vernom=

men?

War es der Wind?

Nun hört er eine Stimme, ernst und lieb:

„Du armes Menschenkind,

wenn nichts dir blieb,

so will ich dir, wenn du es willst erfassen,

die Himmelssonne in der dunkeln Zelle scheinen  
lassen.

Komm her zu mir! Wirf ab, was dich bedrückt!

Bei mir findest du, was auch in schwerster Stund  
das Herz beglückt!“

Er faßt's. . . . Da zieht's wie milder Frühlings=  
lüfte Wehen

durchs kranke Herz ihm wunderbar.

Und nun erst kann er ruhig Antwort geben

über das ird'sche Leben.

und ihm wird viel vergeben. — —

Was ihn besonders plagte bis hieher,

das war, daß er getragen,

entgegen alter Glaubenslehr

in schwerer, ernster Stunde das Gewehr. . . .

Doch nur als tapfrer Hüter  
 der höchsten, heil'gen Güter.—  
 Doch nun verlagte ihn auch das nicht mehr. — —  
 Und wieder ward er aufgeschreckt:  
 Er hört den Schlüssel in dem Schloß sich twenden. —  
 Die Tür geht auf . . . „O Gott, steh du mir bei!  
 Halt Du mich nur mit Deinen festen Händen!“  
 So betet er. Doch fluchend wild  
 zerrt man Hans Friesen in die Nacht hinaus. . . .  
 O, welch ein Bild:  
 Wenn junger Mut gepaart mit Ehrlichkeit für Recht  
 Wird hingerichtet von 'nem Schinderknecht. —

### III.

's ist Mitternacht.  
 Nicht fern vom Dorfe ist ein Hügel,  
 dorthin lenkt eine Menschengruppe ihre Schritte:  
 Drei sind bewaffnet, einer in der Mitte  
 gebunden, man führt ihn wie ein Roß am Zügel.  
 Beim Hügel angekommen gibt man ihm 'nen Spa-  
 ten  
 welchen die Schergen mitgenommen hatten,  
 und Hans erhält Befehl, sein eigen Grab zu gra-  
 ben.  
 Tief wird es wohl kaum werden,  
 der Schergen wild Gebärden,  
 treibt Hans zu steter Eile an.  
 „Genug“, mit diesen Worte unterbricht  
 der eine Hans in seiner schweren Arbeit.  
 Der Arme hätte gern gegraben bis zum Tageslicht,  
 Und nun . . . was nun geschah —  
 der Mond am Himmel verhüllte droh sein Angesicht,  
 als ob er über das, was dort am Hügel vorging,  
 weinte.  
 Hans läßt den Spaten fallen.  
 Blickt lautlos noch einmal zum Sternenzelt.  
 Ein letzter Seufzer noch, der ihn mit Gott vereinte.  
 Ein Schuß nur fällt,  
 und seine Seele ist hinüber, in der andern Welt,  
 die, wie wir für ihn hoffen, Seligkeit enthält.

#### IV.

Ein Mutterherze weint und klagt,  
Ein Vater sitzt im stummen Weh:  
(Der Totenwurm in der Zimmerdecke nagt.)  
„O Gott, schick uns doch Trost! Laß Du uns füh-  
len Deine Näh!“

---

„Ich bin der Seelen Trost und Licht!  
Ich bin dein Gott, verzage nicht!  
Zwar kannst du manches heute nicht verstehn,  
einst wirst du es im ew'gen Lichte sehn.  
Und wenn den Kurs verlieren will dein Schiff,  
und droht ihm manches Riff,  
und ist's vielleicht schon aufgerannt, ---  
nimm schnell die Karte und den Kompaß in die  
Hand  
dann kommst du sicher in den stillen Hafen  
und findest festes Land.“

#### Auf dem Wege.

1.

Einst zogen drei Freunde, stark munter und rüstig,  
durch die Welt, von dem Schicksal sie reichlich be-  
dacht,

Sie fanden, daß alles sich günstig gestaltet,  
wo nur immer der Mut und die Gründlichkeit wagt.

2.

Der Himmel war heiter; der Weg grad und eben,  
und sicher das große, das winkende Ziel.  
Die kleinen Beschwerden und Widrigkeiten  
beachteten unsere Freunde nicht viel.

3.

So zogen sie vorwärts, nicht achtend, wenn abseits,  
sie sahen, wenn manchem die Reise zu schwer.

„Wie man's reibet, so geht es“, war hierauf die  
Antwort,

„Nur vorwärts! Das diene den andern zur Lehr.“

4.

Nun kamen die Freunde, stark munter und rüstig,  
in ein Land, wo das Reisen ward unfögl'ich schwer:  
Der Himmel oft trübe. Der Weg steil und holprig.

Und die Freude am Wandern schwand mehr und  
stets mehr.

5.

Doch vorwärts sie zogen, denn Not steift den Nacken  
und trohig, in Hoffnung auf bessere Zeit,  
dem Schicksal sie warfen den Handschuh entgegen,  
denn sich zu ergeben, war'n sie nicht bereit.

6.

Nun sanken die dunkelen Wolken stets tiefer,  
und dann setzte ein eine finstere Nacht.  
Es heulte der Sturmwind, es krachten die Donner.  
Und Regen und Hagel kamen nieder mit Macht.

7.

Doch unsere Freunde, stark ernst und rüstig,  
die hatten noch immer zu trocken den Mut:  
„Wir halten noch aus! Wir wollen durchkämpfen!  
Denn jenseits des Waldes wird alles bald gut.“

8.

Und vorwärts sie drangen durchs nächtliche Dunkel,  
durchnäßt und beschmüzt, geängstigt, bedroht.  
Es winkte von drüben kein Sternengefunkel, —  
nur Hoffnung sie antrieb: „Wir bezwingen die  
Not!“

9.

Noch wilder nun tobten die Elemente,  
fast raubten den Wanderern sie Hoffnung und Mut  
Wo vorher sie munter und rüstig geschritten,  
Nun ihnen fast stockt' in den Adern das Blut.

10.

Und wie sie ganz müde nach Hilfe ausschauten,  
da fiel ein Troß Räuber wild über sie her:  
Zwei ließen beraubt und zerschunden sie laufen,  
der dritte jedoch sah die Sonne nicht mehr.

11.

Doch ehe die Sonne am anderen Morgen,  
im Osten den Himmel färbte in Rot,  
da hörte des zweiten Herz auch auf mit schlagen  
entkräftet vor Hunger, so nahm ihn der Tod.

12.

Nun blieb noch der dritte Freund auf dem Wege  
und schleppt' sich, ermüdet von Kummer und Last,  
gebrochenen Herzens, die Augen voll Sehnen,  
zum Grabe, das ihm versprach tiefe Rast.

13.

Wohl fühlt er, daß oftmals er auf der Reise,  
im Kämpfen und Ringen um seinen Platz,  
gar manches getan, das nicht gut ist und weise,  
und das oft gebeugt ward der rechtliche Saß.

14.

Doch war auch viel ehrliches Kämpfen und Ringen  
um Güter und Recht, des Besitzes wohl wert.  
Nun ist ihm das Recht durch die Willkür genommen;  
Die Güter hat alle der Zeitgeist verzehrt.

15.

So hat unser Wandrer erreichen nicht können  
das Ziel, das ihm winkte zu Lebenshöhn.  
Obgleich nun die Hoffnung für ihn ist geschwunden,  
so bleibt doch die Hoffnung für andre bestehen.

16.

Sein Ziel liegt jetzt höher: Dort, jenseits der  
Wolken,  
wohin er nun leichter kann richten den Blick.  
Was früher als zweites im Leben gegolten,  
das ist nun für ihn das höchste Glück.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

„Gedichte“, Band 1.. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt Seiner Hände Werk.“ Pf. 12, 2.

Preis 35. c.

„Gedichte“, Band 2.. „Behre mich, denn Du bist Gott, der da hilft.“ Pf. 25. 5.

Preis 35. c.

„Wehrlos?“

Preis 45 c.

„Die Hungersnot in den mennonitischen Kolonien in Süd-Rußland, mit besonderer Berücksichtigung der Wolotschna-Kolonie, und der Amerikanisch-Mennonitischen Hilfe (M. M. R.), wie sie ein Mennonit aus Rußland gesehen hat.“

Preis 50 c.

Zu beziehen durch:

Mennonite Publishing House,  
Scottsdale, Pa.

und

Kundschau Publishing House,  
672 Arlington St.  
Winnipeg, Man.

